

Rund um den Tisch

Von Peter Lippert S.J.

Rund um einen kleinen Tisch laßt uns Platz nehmen, meine Freunde, und miteinander sprechen — und miteinander schweigen. Es gibt soviel mehr Dinge, über die man nur schweigen, als über die man sprechen kann. Aber miteinander schweigen, ist das nicht vielleicht das innigste Reden? Nur wenige seid ihr, die ich im Geiste um diesen runden Tisch sitzen sehe; die Gesetze der großen Zahlen herrschen nicht mehr über uns. Es gäbe ja wohl viele, die wir gerne riefen und die auch mit uns zusammen sein möchten, aber dann könnten wir nicht mehr so miteinander reden, wie wir es tun wollen, und vor allem, wir könnten es nicht mehr so weitergeben, was wir miteinander ausmachen. Denn weitergeben, das soll heißen weiterschenken, leise und mit einer stillen Scheu vor dem Geheimnis des andern und doch mit einem inwendigen Verstehen füreinander. So weitergeben kann man nur Erkenntnisse, die man mit wenigen gedacht und beredet und erschwiegen hat.

Wir wollen miteinander reden. Zuerst freilich sieht es so aus, als wollte ich allein sprechen. Aber eure Herzen werden mir antworten, ich weiß es. Auf den Wellen der Zeit und vielleicht sogar der Ewigkeit werden eure Antworten zu mir zurückwandern und mir sagen, daß wir uns verstanden haben. Ja, eure Antworten werden in meiner Seele den Worten wieder begegnen, die ich zu euch gesprochen habe. Diese Worte verlassen mich ja nicht; denn, was man lieben Menschen sagt, verliert man nicht. Es bleibt in uns stehen wie eine befruchtete Blüte, wie ein wachsender Keim. Und wenn einst eure Antworten zu mir kommen, dann ist wohl alles schon viel gereifter und zeitiger in mir geworden, was ich wie einen kleinen Samen in die Schollen meiner Worte niedergelegt habe.

Aber eigentlich habt ihr zuerst zu mir gesprochen, meine Freunde. Ich weiß doch nur, was die Menschen mir zugetragen haben, liebende und leidende Menschen. Alle Fragen, die in mir sind, habt ihr zuerst in mich hineingefragt. Was in meiner Seele in kleinen oder großen Wellen sich hebt und senkt, das war wie das Gewoge einer dunklen See mitten in der Nacht; ich habe sie erst gesehen, als eure Blicke darauf fielen wie ein weckender Strahl. Eure Fragen an mich haben mich wissend gemacht um euch und um mich selbst; so sind wir wissend geworden füreinander. Was ich euch also sagen möchte, ist nur Antwort und Echo und Widerschein von all den Klängen und Glockenschlägen und brennenden Lichtern, die in eurer Seele sind.

Es sind also doch nicht bloße Worte, die wir reden. Es ist uns oft so leer zu Mute, als könnten wir nichts als Worte machen, bekümmerte und fragende und ratende und zuweilen auch allzu aufdringliche, alles besserwissende Worte. Aber die Worte, die wir einander sagen wollen, sollen doch Boten sein von dem, was in uns lebt, was uns heilig ist, wichtig und

ernst; das Gewand, in das sich unsere Seele kleidet, sollen sie sein. Unsere Seele? Was ist sie denn? Ist sie nicht eine große Ruhelosigkeit? Sie will doch immer etwas tun und schaffen, etwas erreichen und erobern. Aber was sollen wir tun? Das ist die Frage, meine Freunde.

Wir alle, die wir rund um den Tisch sitzen, haben die Schwelle zur großen Enttäuschung schon überschritten. Wir wissen heute, daß wir, daß die Menschen nichts tun können, nichts ins Dasein rufen können, nichts Lebendiges, Bewegtes, Ewiges. Wir können freilich allerhand machen. Aber das sind dann eben nur Machwerke, tote Dinge. Wir können Pyramiden machen, zugespitzte steinerne Gliederungen, geometrisch ausgerichtet. Ja, Pyramidenstufen können wir bauen, eine über der andern, und jede neue Stufe will den Rekord der vorherigen schlagen. Eines über das andere türmen, das können wir, ein Dach über das andere setzen, wie es bei den vielen Dächern östlicher Tempel geschieht. Aber es wohnt kein Gott darin, höchstens ein Götze, kein Leben, kein Feuer, keine Seele. Ja, machen können wir schon etwas. Aber das ist es eben, daß unser Tun nur ein Machen ist, kein Erschaffen... Daß es also nicht der Mühe wert ist.

Seht ihr, meine Freunde, alles, was in uns ist, das ist in sich tot und darum auch klein und unwichtig. Das fühlen wir alle Tage. Unser ganzes Tagewerk, unsere Berufsarbeit, unser Broterwerb, unser Privatleben und unsere weltgeschichtliche Arbeit, wo wir sie einmal versuchen, ja selbst unser Denken und Erkennen und Phantasieren und Gestalten, es ist doch alles klein und unzulänglich, kurzlebig. Ich weiß, daß ihr darunter leidet. Das Leben vergeht Tag für Tag, Jahr für Jahr, ohne daß etwas geschieht, ohne irgend eine Wichtigkeit oder Notwendigkeit. Was wir tun, haben zahllose andere auch getan und werden es nach uns wieder tun. Es ist da nichts Einmaliges, nichts Unersetzliches, nichts Unwiederbringliches. Was wir sind und was in uns ist, das ist wie eine Welle, deren Kommen nichts bringt und deren Verschwinden nichts zurückläßt, nicht einmal eine Lücke. Ach, meine Freunde, wir waren schon immer einflußlos, machtlos, bedeutungslos. Und so scheint es uns immer, als müßte das Eigentliche noch kommen, das Leben, das Werk, das Wunder. Wir sehen aber doch deutlich, daß nichts mehr kommt, nichts mehr als das Aufspringen des großen Tores, das ins Dunkel führt.

Wie ein weites Feld von Totengebeinen ist unser Leben. Aber seht, meine Freunde, es ist einer da, der dem Totengebein Leben einhauchen kann. Wir können dem Erschaffer dienen, der in uns wirken will, dem, der das Leben trägt und das Feuer und den Geist. Wir können ihm als Stoff dienen, den er formt, als Leib, den er beseelt, oder doch als Opfer, das er entzündet. Gott kann in uns und aus uns wirken. Und er tut es, wenn nur etwas in uns da ist, was er in die Hand nehmen kann, ein Hingegebensein an ihn; wenn nur etwas da ist, was seinen belebenden Funken auffangen kann, reine Empfänglichkeit; wenn nur nicht zuviel eigenes Machenwollen, hoffärtiger Leistungswille, lärmende Geschäftigkeit, eilige Selbstüberhebung, selbstsüchtiger und ängstlicher und neidischer Wettkampf widereinander in uns ist. Wie ein Ackerfeld unter kalten Herbstnebeln, so dehnt sich unser Leben hin. Aber seht, da ist ein Säman, der

darüber hingeht und seinen Samen hineinstreut. Wir können ja nichts dazu tun, daß er wirklich kommt und sät, wir können sein Gehen nicht herbeirufen, nicht beschleunigen, nicht lenken. Aber er ist doch da und geht über unser Feld und weckt Leben und läßt wachsen und blühen. Das Lebendige und Lebendigmachende, das Heilige und Göttliche stirbt doch nicht aus in der Menschenwelt, so wenig wie das Leben in den Pflanzen und Tieren erlischt; immerfort wandert es über die Höhen und durch die Täler und durch die Wasser. Sagt, meine Freunde, ist es nicht wunderbar, daß es in dieser Welt, die wir so gut kennen, immer wieder Menschen gibt, die größer sind als diese ganze Welt, die über sie hinausragen bis zur Höhe Gottes, möchte man beinahe meinen, die stark und froh, rein und tapfer, still und sogar aufrichtig sind, die es ehrlich und die es gut meinen, denen man vertrauen, die man liebhaben kann, über deren leuchtender Gegenwart man sich selbst und alles Eigene vergessen kann? Man spürt es ihnen an, daß sie etwas geben, weil sie etwas haben, weil sie etwas sind, nicht irgend ein Machwerk, ein aufgebauschtes, sondern etwas, was einen tiefen Grund hat, auf dem sie stehen, also begründete Menschen, fast so notwendig wie Gott, möchte man sagen. Gibt es denn etwas Göttlicheres, als wenn das bloße Dasein eines Menschen schon genügt, uns über Dunkles und Schweres hinauszuhoben? So daß man sagt: Dieser Mensch ist doch da, irgendwo. Und dagegen kommt kein Leid auf und keine Nacht.

Was Gott aber in dem und jenem Menschen wirkt, das kann er in jedem wirken, auch in uns, wenn wir nur bereit sind und empfänglich, treu und wachsam, wenn wir nur zu schweigen und zu warten verstehen. Ja, warten müssen wir können, meine Freunde, warten auf die Stunde unserer Heimsuchung, warten auf den Lichtblick, der uns geschenkt wird. Dieses Warten ist aber keine Trägheit, es ist ein großer Fleiß, es bedeutet, daß wir uns hinbreiten vor Gott wie ein empfängliches Ackerfeld. Tag für Tag tun wir unser Werk, gering und arm, wie es ist, dunkel und tränenvoll wie eine Scholle. Jahr für Jahr reihen wir in unserem Leben und Wirken die Furchen aneinander, und alles, was wir schaffen, scheint nichts anderes zu sein als das geduldige Daliegen und Brachliegen der toten Erde. Und doch ist es bebaute Erde, es ist besätes Land, und Leben liegt in unsern Furchen.

Warten müssen wir können, fleißig, eifrig, gesammelt, gespannt und begierig, inmitten eines lebenslangen, mühseligen, kümmerlichen und oft freudlosen Tuns. Dieses Warten aber ist ein Leid, es ist voll tiefer Entsagung, voll unbegreiflicher Sehnsucht, voll quälenden Durstes. Das Warten ist ein schmerzhaftes Ansichhalten, ein sich selbst erzwingendes Ruhigliegen, ein Gelassensein, das nur durch Entlassen, durch Gehenlassen und Abschiednehmen gewonnen wird. Aber seht ihr nun, meine Freunde, gerade in diesem Leiden werden wir bereitet und bereit, Gottes Wirken, Gottes Funken, Gottes Aussaat aufzunehmen. Wenn Gott kommt, dann wird man immer leiden, weil er so übermächtig ist. Und wenn man leidet und zu leiden weiß, dann darf man denken, nun kommt Gott. Das Leid zieht ihn an, wie feuchter, dunkler Waldboden den Regen anzieht.

Damit sind wir schon bei der Frage aller Fragen. Wie oft habt ihr mich über Gott gefragt: Wie ist Gott und wo ist er und wie können wir ihn finden? Ach, meine Freunde, warum fragt ihr mich so oft gerade diese Frage, auf die ich zuletzt immer nur antworten kann, schamvoll und traurig: Ich weiß es nicht? Nun seid ihr ja schon viel klüger geworden und müht euch nicht mehr damit ab, das Walten Gottes, seine Gegenwart, seine Pläne und seine Liebe sichtbar und greifbar erfahren zu wollen in den großen Dingen dieser Welt, in ihrer Welt- und Völkergeschichte, in ihrer Kriegs- und Wirtschaftsgeschichte. Er ist meist sehr fern von diesen Dingen. Ja, wir können sogar Stellen genug bezeichnen, wo er sicher nicht ist, dunkle Stellen gleich den sternlosen Flecken, die man am südlichen Himmel sieht und die den erstaunten Himmelsforscher auch nicht das fernste Lichtsternlein entdecken lassen. Und jene großen Welt-dinge sind auch allzu fern von euren Herzen. Oh, ich kenne euch, meine Freunde! Selbst wenn Gott in ihnen ist, könnt ihr ihn doch nicht erspüren, weil sie zu ferne sind, zu unwichtig für euch. Man kann Gott nur finden in Dingen, die einem wichtig und darum auch nahe sind. Freilich, wenn auch diese Dinge wieder allzu klein sind, allzu kleinlich, dann werden wir auch in ihnen Gott nicht finden. Ja, ihr seid schon sehr klug geworden, meine Freunde, weil ihr Gott auch nicht mehr in den Dingen und Geschehnissen eures eigenen Lebens sichtbar am Werk sehen wollt wie einen Puppenspieler, der alle Figuren eures Lebens an unsichtbaren Drähten zieht und lenkt. So läßt Gott sich nicht zuschauen. Ihr wißt schon, daß in jedem Menschenleben sehr viele Dinge und Begebenheiten sinnlos erscheinen, dunkel und verworren bis zum letzten Augenblick. Man kann nicht dahinterkommen, warum sie gewesen sind, und gar, ob eine große Liebe und Weisheit sie gelenkt hat oder nur Zufall, Schicksal und Schuld.

Aber was ihr noch gerne wissen möchtet, ist dieses: Wie kann ich selbst Gott nahe kommen, so daß ich weiß, er ist mir etwas, so daß ich weiß, ihm gehört meine Liebe und für ihn schlägt mein Herz? Meine Freunde, gerade das kann ich euch nicht lehren. Aber seht, ein Leid, ein abgrundtiefes Leid kann es euch lehren. Gott wohnt im Dunkel, und wenn es einmal ganz dunkel und einsam geworden ist um euch und in euch, wenn ein Leid wie ein tiefes Meer sich über euch ergossen hat, dann kann es sein, daß ihr so weit aus euch herausschreitet und auf eine so ferne Wanderung geht, daß ihr selbst zurückbleibt und euch selbst nicht mehr sehen könnt. Dann kann es sein, daß ihr ihm begegnet und plötzlich wißt: Gott allein! Er ist da. Er allein ist wichtig, ist wirklich, ist mein Herr, ist mein Du. Wer sich selbst verloren hat, der kann ihn finden. Und siehe, da findet er sich selbst wieder, indem er sich an ihn schmiegt.

Wenn einmal ein Mensch so vor Gott gestanden hat, ganz allein, ohne sich irgend eines Geschöpfes getrösten oder sich an eines halten, sich hinter ihm verstecken zu wollen, dann kann es sein, daß er das einzig wesentliche Wort seines Lebens, das Gebet einfachhin betet: Du. So daß dieses Du in eine Stille fällt, die von nichts anderem mehr erfüllt und durchbebt wird, in den bodenlosen Abgrund der Stille. Dieses Du muß dann ganz allein alle Stille ausfüllen, die in Gott und um Gott ist. Könnt ihr euch

wohl vorstellen, wie gewaltig es klingen wird, auch wenn es nur geflüstert ist, unhörbar für Menschen? Es ist der allereinzige Laut in einer unendlichen Stille, der einzige Unterbruch des Schweigens selber. Es ist die einzige Welle, die alle möglichen Räume durchzittert. Wie gewaltig muß sie sein, wenn sie ganz allein alles ausfüllen will! In einer solchen Stille ist auch ein Flüstern schon wie ein allgegenwärtiger, überall hindringender Glockenklang.

Und nun seht, meine Freunde, wenn ein Mensch einmal so vor Gott stand, dann ist er berührt von Gott, dann hat ihn ein Funke gestreift, dann ist er ein Stückchen Helligkeit geworden. Er hat seine Augen aufgetan, ist wach und sehend geworden, ernst und reif und frei und befreit, fast wie Gott, möchte man sagen. Er hat die Schwelle aller Enge überschritten. Da ist er etwas geworden, da ist etwas geschaffen, wenn auch nicht von ihm, aber doch in ihm.

Von nun an ist alles, was er ist und was er tut und was er auch nur anrührt, von einer geheimnisvollen Schönheit; er mag tun, was er will, es ist etwas Besonderes, Einmaliges, Lebendiges und Belebendes. Es ist groß, weil in all diesem Tun, auch im ärmsten, das große Du lebt. Es ist alles eine strahlende Kraft geworden, auch für andere fruchtbar und nahrhaft wie lebendiges Brot. Die Welt lebt eigentlich nur von solchen nahrhaften und fruchtbaren Menschen. Um eines solchen Menschen willen, dessen Dasein für sich allein schon gesegnet ist, auch wenn es keinen auffälligen Inhalt hat, beginnen die andern, die ihn sehen, ihr eigenes Dasein zu segnen. Sie werden ja wohl nicht wissen, wie es kommt, daß da nun doch ein Mensch ist, an den man glauben kann, mitten unter den Menschen, an denen sie schon irre geworden sind. Man könnte es ihnen auch nicht beschreiben; denn das letzte Geheimnis des Daseins läßt sich nicht in Worte fassen. Nur die Menschen, die es haben, können es wissen. Und sie sagen es den andern, aber nicht in Worten, sondern durch ihr Dasein selber, das voll des Geheimnisses ist. Eben das Geheimnis wird zu einer Offenbarung. Ja, nur Geheimnisse sind von offenbarender Kraft. Geheimnis ist Gnade. So kann ein Mensch auch vielen etwas sagen, eben weil er nicht in Worten allein zu reden braucht. Worte dringen immer nur zu wenigen, und wenn sie auch ein „Funkspruch an alle“ wären. Aber ein seiender Mensch, der das Geheimnis Gottes in sich trägt, der steht in der Mitte von allen und berührt sie, wie er selber berührt ist. Seht ihr nun, meine Freunde, warum ihr nicht viele zu sein braucht, die ihr hier sitzt, rund um diesen kleinen Tisch!

Kirche und Sport

Von Philipp Küble S. J.

I.

Die Aufgabe der Kirche ist religiöser Natur, ihr Ziel liegt nicht im Natürlichen, sondern im Übernatürlichen. Diese Sätze werden meistens auch von religiös Gleichgültigen und selbst von Feinden der Kirche gerne zugegeben, manchmal sogar mit besonderem Eifer gepredigt. Wel-